

Aus:

Lars Hochmann

Vom Nutzen und Nachteil der Ökonomik für das Leben
Reflexionen aus einer schwierigen Wissenschaft

Juli 2018, 236 Seiten, kart., 29,99 €, ISBN 978-3-8376-4569-9

Gleichmut ist die politische Signatur der gegenwärtigen Wissenschaft des Ökonomischen: Zu Beginn des 21. Jahrhunderts sind die Wirtschaftswissenschaften durch einen Denkstil geprägt, der nicht nur übergriffig ist – er tendiert auch zur gewaltförmigen Durchsetzung geschichtsphilosophischer Eindeutigkeiten. Die gesellschaftliche Vollzugswirklichkeit dieses abtötenden Denkens charakterisiert sich als Abschaffung des politischen Streits und Ringens darum, diese Welt besser zu machen.

Lars Hochmann weigert sich, diesen Skandal länger hinzunehmen: Für Optimismus zu skeptisch – jedoch nicht frei von Hoffnung und Lust –, zeigt er, dass und wie den Wirtschaftswissenschaften die Liebe zur Welt noch immer ein Weg sein kann.

Lars Hochmann (Dr. rer. pol.), geb. 1987, ist kritischer Ökonom. Er forscht und lehrt an der Universität Oldenburg, der Leuphana Universität Lüneburg und der Cusanus Hochschule zu ökonomischen Naturverhältnissen, transformativen Unternehmen und Nachhaltigkeitsökonomik.

Weitere Informationen und Bestellung unter:
www.transcript-verlag.de/978-3-8376-4569-9

Inhalt

Vorrede | 11

EINE MORBIDE ÖKONOMIK GEBIERT TOTE UND TODBRINGENDE GEDANKEN

Eine trotz alledem noch hoffnungsvolle Hinführung

- 1 Ein Denken, das tötet,
kann keine wahre Erkenntnis sein | 15
- 2 Wir Ökonominnen und Ökonomen | 27
- 3 Von Scholastik zu
einer kritischen Möglichkeitswissenschaft | 35

DIE VERWAHRLOSUNG VON ÖKONOMIK BEGINNT ALS ÜBERSTIEGERTE SELBSTBEZÜGLICHKEIT

Eine problematisierende Dekonstruktion

- 4 Wirtschaftlichkeit ist ein falscher Gott | 41
- 5 Das letzte Wort sei gesprochen | 55
- 6 Ein reduktionistischer Zugang tendiert zu
gewaltvollem Umgang | 69
- 7 Kosmetik kommt mit Langeweile | 81
- 8 Wirtschaft gibt es nicht | 93
- 9 Eine neue Gesellschaft führt über eine
neue Ökonomie | 103

DIE ZUKUNFTSFÄHIGKEIT VON ÖKONOMIK ERFORDERT DIE LIEBE ZUR WELT

Eine erkenntniskritische Perspektive

- 10 Wo es kein Übermächtiges gibt,
muss selbst gemacht werden | 117
- 11 Eine lebendige Welt kommt nicht ohne Natur aus | 131
- 12 Die Liebe zur Welt
erfordert eine Zuwendung zu ihr | 141

- 13 Streitlust braucht Pluralismus
ohne Gleichgültigkeit | 151**

**DIE AUFHEBUNG DER ÖKONOMIE
UND DES ÖKONOMISCHEN IST MÖGLICH**

Ein nun erst recht hoffnungsvoller Blick zurück nach vorn

- 14 Fügsamkeit wird schwierig,
wenn die Welt aus den Fugen gerät | 171**

- 15 Eingriffspunkte einer
erotischen Wirtschaftswissenschaft | 175**

Register | 187

Literatur | 191

Anmerkungen | 215

1 Ein Denken, das tötet, kann keine wahre Erkenntnis sein

Ich möchte mich in diesem Buch einer Idee kritisch entgegenstellen, die in der überwältigenden Mehrheit westlicher Gesellschaften und ihrer akademischen Register als völlig selbstverständlich hingenommen wird: nämlich der Vorstellung, dass die ökonomischen Entwicklungen der vergangenen Jahrzehnte und Jahrhunderte in erster Linie eine Geschichte des Fortschritts seien, den wir feiern sollten. Das ist weder für das praktische Feld wirtschaftlicher noch für das theoretische Feld wirtschaftswissenschaftlicher Betätigungen in dieser Einseitigkeit nicht nur nicht richtig, es weist auch in eine katastrophale Richtung.

Nun habe ich den Verdacht, dass die akademische Disziplin der Wirtschaftswissenschaften daran nicht ganz unschuldig ist. Ein wesentlicher Teil meiner Auseinandersetzung widmet sich daher den Folgen eines ökonomischen Denkens, das ich mit Bezug zu Georges Devereux als *abtötend* bezeichne, um möglichst deutlich das beim Namen zu nennen, worum es hier geht.¹ Im Versuch aller Deutlichkeit schicke ich daher voraus: Das Streben nach einer widerspruchsfreien Welt, in der sich alles an seinem Nutzen bemessen würde, ruht auf bedenklichen Bedingungen. Wer immer sie sich zu eigen macht, nimmt in Kauf, was als *große Abtötung der Welt* bezeichnet vielleicht noch zu harmlos daherkommt. Ich behaupte stattdessen, um die Wirtschaftswissenschaften neu oder wieder zu beleben, sind sie zwingend aus der Sackgasse von stumpfsinniger Tötungslust getriebener Selbstbezüglichkeit zu führen.

Ausgangspunkt meiner Überlegungen ist der Befund, dass Ökonomie und Ökonomik gegenwärtiger Verfassungen von der anhaltend falschen

Annahme her konzipiert sind, dass es *den* Menschen gibt, beziehungsweise es wünschenswert wäre, wenn die Entwicklungen in jeder erdenklichen Hinsicht in Richtung von Singularität statt Pluralität gehen würden. Ökonomisches Denken der letzten Jahrhunderte kreiste immer schon um die mindestens implizite Vorstellung einer in sich geschlossenen und von allen gesellschaftlichen Bezügen her losgelösten Totalität, in der konstant gleiche Gestalten auf die konstant gleiche Weise tun, was immer die Umstände sie zwingen, zu präferieren. Der Drang, zu maximieren, führt zur Monokultur, weil, allein um rechnen zu können, Vielfalt verleugnet oder abgetötet wird. Mit diesem Drang verbunden ist ein Unbehagen, das in großen Teilen nicht nur der Wirtschaftswissenschaften gegenüber Widersprüchen herrscht: die unbedingte Weigerung, anzuerkennen, dass es eben nicht nur einen richtigen und zahllose falsche Wege gibt, etwas zu tun. Doch jede theoretische Konzeption, die in oder zwischen den Zeilen in geschichtsphilosophischer Eindeutigkeit mündet, muss früher oder später, allein um dem Anspruch der Universalität gerecht zu werden, übergreifend zur Gewalt tendieren, letztlich töten und abtöten.

Das ist gewiss eine harte Anklage. Doch ist es nicht diese Anklage selbst, sondern jene wirtschaftliche wie wirtschaftswissenschaftliche Verfasstheit, auf die sie sich bezieht, die uns empören sollte: Wirtschaftswissenschaft lediglich als Formalwissenschaft zu betreiben, heißt zwangsläufig, eine Abwendung von der Welt in Kauf zu nehmen, die als Hinwendung zu einem vermeintlichen Expertentum kommt, das sich festsetzt und abschirmt, die historischen und normativen Quellen, denen es entspringt und auf die es sich bezieht, gar gänzlich zu verschweigen pflegt. Entzeitliche Ökonomik ist im doppelten Wortsinn der Anfang vom Ende. Ohne räumliche und zeitliche Bezüge, die unabwendbar auch kulturelle Bezüge sind, verwirklicht sich eine inhaltliche Entleerung als falsche Abstraktion, bis nur noch eine Hülle zurückbleibt, die sich nach Belieben füllen lässt. Zu Beginn des 21. Jahrhunderts sind die Wirtschaftswissenschaften in ihrer mehrheitlichen Konstitution an einem Punkt angelangt, an dem ihre wesentliche Beschäftigung darin besteht, mit kindlicher Liebe und glänzenden Augen dieser Hülle zu huldigen.

Das sagt viel über das Fach, vielleicht aber mehr noch über deren Vertreterinnen und Vertreter. Die Wissenschaft des Werteschaffens ist insofern auf Ebene ihrer Verfechterinnen und Verfechter sowie der von ihnen verfochtenen Inhalte von einer bemerkenswerten *Eigenschaftslosigkeit* ge-

prägt.² Im Versuch einer Beantwortung der Frage danach, für was man mehrheitlich als Ökonomin oder als Ökonom überhaupt steht und einsteht, entsteht alsbald eine erstaunliche Sprachlosigkeit. Zwar scheint es eine mehr oder weniger kongruente Vorstellung davon zu geben, was mit *Wirtschaftlichkeit* gemeint sein könnte, Wirtschaft selbst wird dabei jedoch immer schon vorausgesetzt. Das heißt, die so wesentlichen Bedingungen dafür, überhaupt von *Ökonomie* und dem *Ökonomischen* denken, reden, schreiben zu können, geraten gar nicht erst in den Blick und können folglich auch nicht zur Disposition gestellt werden. Im Mittelpunkt (oder auch nur in der Peripherie) einer solchen Wirtschaftsforschung steht dann folglich auch nicht die tiefergehende Frage nach dem Zustandekommen von gesellschaftlichen Verhältnissen, in denen gewisse Dinge als ökonomische Dinge wesentlich und schließlich praktisch wirksam werden können, beziehungsweise der wissenschaftlichen Möglichkeit dafür, diesem Zustandekommen mit Erstaunen zu begegnen.

Der Mangel an Bereitschaft, sich hinreichend offenzuhalten für Möglichkeiten des Staunens, des Unverständnisses wie des Verstehens, ist auch eine Weigerung, inhaltlich Farbe zu bekennen. Meine Behauptung läuft darauf hinaus, dass Wirtschaftswissenschaften heute mehrheitlich von Menschen betrieben werden, an die sich in einigen Jahren oder Jahrzehnten schon ungefähr niemand mehr fachlich erinnern wird, die keine wesentlichen Beiträge zur Entwicklung des Faches und des damit verbundenen Gegenstandes geleistet haben, sondern nur gebetsmühlenartig legitimieren und wiederkauen, was ist. Ökonomik ist zu Beginn des 21. Jahrhunderts in einer tiefsitzenden Gedankenlosigkeit gefangen, die vor der Kulisse eines planetaren Zerfalls zunehmend bizarr daherkommt. Niemals dürfen wir uns daran gewöhnen! Niemals darf es einfach hingenommen werden, wenn systematisch Leid mit Sinn belegt wird!

Nun ist die Welt, in der wir leben, gewiss nicht die »beste aller Welten«³ – was auch immer damit im Einzelfall gemeint sein könnte. Doch statt darum zu ringen, diese besser zu machen, wird unter dem Vorwand wissenschaftlicher Unparteilichkeit nicht nur erhalten, was ist, sondern die tötenden und abtötenden Tendenzen selbst fortwährend zur vollen Konsequenz getrieben. Die Selbstverständlichkeit, mit der dieses Denken als wissenschaftliche Exzellenz gefeiert wird, ist einstmals in guter Absicht und mit hehren Zielen auf den Weg gebracht worden. Heute ist das hektische Restaurieren eines längst morschen Fortschrittsversprechens in erster Linie

Ausdruck einer fundamentalen Hilflosigkeit. Sie zeigt an, dass wir in Verhältnisse geraten sind, in denen wir uns nicht oder noch nicht zu bewegen wissen. Die groteske Gefahr liegt in der Beiläufigkeit, in der schockierenden Mittelmäßigkeit, der Durchschnittlichkeit, in der sich die »Banalität des Bösen«⁴ als mutmaßlich amoralische Managementaufgabe tagein, tagaus verwirklicht.

Doch es sind Vorurteile, keine Urteile, die aus einer fundierten Reflexion über den eigenen Gegenstand, Wirtschaft, entstanden sind. Daran ändert auch die Tatsache nichts, dass gerade jene, die diese Vorverurteilung des mutmaßlich Ökonomischen institutionalisieren, sich selbst als Speerspitze akademischer Könnerschaft feiern und feiern lassen. Das ist nicht nur überheblich, sondern verfestigt zugleich die geschichtsvergessene Weigerung, sich der Vielfalt möglicher Zukünfte als einem offenen Feld zu nähern. Das Gegenteil ist der Fall. Diese Vorurteile greifen Platz, sie schließen fortwährend das, was mit Wirtschaft gemeint sein könnte, mit dem kurz, was Wirtschaft letztlich zersetzt und zerstört – und mit ihr alles, was ihr noch in die Hände fällt. Sie schütten auf gewisse Weise das Kind mit dem Bade aus, indem sie die heilige Lüge der Ökonomik so darstellen, als läge es in der Natur der Sache, als müsste die Katastrophe zwangsläufig kommen.

Dieser Ruf nach vermeintlichen Grundlagen des Faches erschöpft sich letztlich noch immer in dem Bemühen, der Zeitlosigkeit ewiger Gesetze des Ökonomischen das Wort zu reden.⁵ Unübersehbar wird die ökonomische Glaubensgemeinschaft an solchen Stellen, an denen die praktischen Auswüchse des Faches – mitlaufende Abtötungen vielfältiger Art von menschlicher wie nichtmenschlicher Natur – mit dem Verweis auf eine unsachgemäße Anwendung der eigenen Lehre abgetan werden: Nur die vollends entfaltete Optimierung der Welt sei der eine Weg, den es zu verfolgen gelte. Im Ergebnis zeigt sich die Fortführung und legitimatorische Zementierung eines vermeintlich amoralischen und zweifelsfrei konsumistischen Steigerungsspiels, das heute nicht länger Fortschritt und Wohlstand befördert, sondern abstrakten Reichtum zum Preis konkreter Verwüstung hervorbringt.

Schon in der Frühphase dessen, was wir heute noch immer *Betriebswirtschaftslehre* nennen, hatte Werner Sombart auf die dequalifizierende, also Eigenschaften vernichtende Wirkung der doppelten Buchhaltung hingewiesen.

»Die doppelte Buchhaltung ist aus demselben Geiste geboren wie die Systeme Galileis und Newtons, wie die Lehren der modernen Physik und Chemie. Mit denselben Mitteln wie diese ordnet sie die Erscheinungen zu einem kunstvollen System, und man kann sie als den ersten, auf den Grundsatz des mechanischen Denkens aufgebauten Kosmos bezeichnen [...] Die doppelte Buchhaltung ruht auf dem folgerichtig durchgeführten Grundgedanken, alle Erscheinungen nur als Quantitäten zu erfassen, dem Grundgedanken also der Quantifizierung, der all die Wunder der Naturerkenntnis zutage gefördert hat, und der hier wohl zum ersten Male in der menschlichen Geschichte mit voller Klarheit zum tragenden Gedanken eines Systems gemacht worden ist.«⁶

In historischer Reflexion fiel die Verbreitung und Verwissenschaftlichung dieser Denkfigur der buchhalterischen Quantifizierung als Dequalifizierung wohl nicht zufällig mit der Gründung der ersten Handelshochschulen in Deutschland zusammen.⁷ Während 1898 in Leipzig und Aachen, 1901 in Frankfurt/Main, 1906 in Berlin, 1907 in Mannheim und 1910 in München die Tore dieser Einrichtungen das erste Mal aufgeschlagen wurden, ereignete sich zeitgleich jene Geschichte, von der Robert Musil in seinem Roman *Der Mann ohne Eigenschaften* erzählt. Dort berichtet ein Mann mit über einen Mann ohne Eigenschaften:

»[E]s kommt ihm bei nichts darauf an, was es ist, sondern nur auf irgendein danebenlaufendes ›wie es ist, irgendeine Zutat, kommt es ihm immer an.«⁸

Damit ist recht präzise jener Weg der gleichmütigen Zutaten markiert, auf dem in Theorie und Praxis des Unternehmens über das 20. Jahrhundert hinweg eine sich wechselseitig befeuernde Ausblendung, Unterwanderung und Zerstörung von inhaltlichen Fragen, konkreten Qualitäten und praktischen Parteilichkeiten eskalierte. Die Folgen sind zerstörerisch und selbstzerstörerisch: Unternehmensskandale⁹, fragile Finanzströme¹⁰, zur Erschöpfung getriebene Menschen¹¹, ein geplünderter Planet¹² und überhaupt eine unheilvolle Vergewaltigung von Natur¹³ und Zerstörung von Naherfahrungsräumen¹⁴.

Gewiss sagt sich so etwas vergleichsweise leicht, denn auf Metaebenen scheint es stets bequemer zu sein, da man über den Dingen zu stehen scheint. Doch es scheint nur so. Solche Kritik ist weder Nörgelei noch Bashing, sondern macht sich selbst die Hände schmutzig. Kritische Öko-

nomik, Wissenschaft allgemein, ist kritisch in dem Sinne, in dem Literatur-, Film- oder Restaurantkritiken kritisch sind. Jenen ist es nicht darum zu tun, Literatur, Film oder Restaurants abzuschaffen, sondern für deren Qualität einzustehen. Sie sind kritisch, gerade *weil* ihnen der kritisierte Gegenstand wichtig ist. Die Sprache, die ich dafür wähle, ist also auch deswegen so deutlich, bisweilen drastisch, weil die Auswüchse, die ich damit zur Sprache bringe, so deutlich, bisweilen drastisch, nach einer Neuausrichtung drängen. Entsprechend geht es auch mir zu keiner Zeit darum, Ökonomik oder die sie Betreibenden klein zu machen, zu zerschlagen oder bloßzustellen, Ökonomik gar abzuschaffen, einfach fallenzulassen oder ihr Tradiertes abzustreifen, sondern einzig darum, die Grenzen solchen Denkens abzustecken und just durch das Abstecken von Grenzen den Ort des Ökonomischen zu erkunden, es an seinen Platz zu stellen und dadurch Perspektiven für eine zukunftsfähige Ökonomik und Ökonomie aufzutun.

Vor diesem Hintergrund stellt sich in Paraphrase von Friedrich Nietzsche mehr denn je die Frage danach, welchen Nutzen und Nachteil denn Ökonomik für das Leben überhaupt noch hat oder unter welchen Bedingungen inwiefern wieder haben könnte.¹⁵ Doch darüber, was Wissenschaft kann und soll, wurde vermutlich zu keiner Zeit nicht gestritten. Die substantielle Offenheit dessen, was mit *Erkenntnis*, *Wahrheit* oder *Wissenschaft* gemeint sein könnte, kündigt sich je nach fachlicher Couleur in den zahlreichen Methodenstreiten an.¹⁶ Unabhängig davon, welcher Standpunkt dabei im Detail eingenommen wird, ist schlicht nicht wegzudiskutieren, dass Wissenschaft zu keiner Zeit die Welt nur distanziert beschrieben oder erklärt hat, wie sie ist oder erscheint, sondern stets performativ geworden ist. Die denkenden Menschen sind stets kulturgeschichtlich Hervorgebrachtes wie Kulturgeschichte Hervorbringendes. Gewiss gehört es heute in das Feld der Binsenweisheiten, dass der bloße Umstand der Beforschung das zu Erforschende verändert. In unzureichendem Maße scheint sich gleichwohl erst herumgesprochen zu haben, dass die Einsichten der Beforschung selbst praktisch folgenreiche Narrative produzieren und damit niemals nur distanziert sein können, sondern fortwährend performativ werden.¹⁷

Zudem wirkt auch das zu Erforschende auf die Forschenden. Bereits gegen Mitte des vergangenen Jahrhunderts hat Georges Devereux überzeugend herausgearbeitet, dass die Erforschung des Sozialen die Forschenden als soziale Wesen von der Sache her berührt.¹⁸ Der akademische Duktus (später Dünkel) der Distanznahme, der spätestens mit Norbert Elias in den

sogenannten Sozialwissenschaften seit den 1930er Jahren salonfähig gemacht wurde, begründet sich just darin: in der methodischen Kaschierung der Angst vor dem eigenen Gegenstand.¹⁹ Mangelnde Distanz, so Elias, führe zu Denkweisen, »die mehr phantasie- als wirklichkeitsorientiert«²⁰ seien und sich damit selbsteskalierend reproduzieren und die Situation selbst stetig weiter vernebeln würden. Zweifellos ist die »Zurückstellung der augenblicklichen Wünsche und der persönlichen Parteilichkeiten«²¹ ebenso ein integriertes Anliegen, wie das, was ist, wirklichkeitsbezogen kritisieren zu können. Gerade deswegen ist die Wahrung von Distanz gleichsam wichtig wie gefährlich.

Das Spannungsfeld selbst lässt sich nicht auflösen. Es ist jedoch reichlich instruktiv, an eine sprachgeschichtliche Verwandtschaft zu erinnern: *Angst* kommt von *Enge*.²² Je enger die Methodik verfasst ist, desto unbewusster macht sie die Angst vor dem Gegenstand, so Devereux, »und nirgends wird potenziell mehr Angst mobilisiert als wenn Menschen ihre Sünden zur Erforschung der Welt auf ihre eigene Sterblichkeit richten oder diese auch nur unbewusst streifen.«²³ Es ist mithin weitaus leichter, Leid zu zählen als es zu erzählen oder gar zu erleben. Das Zählen, Messen oder Wiegen reduziert damit eine Qualität auf eine Quantität und dequalifiziert damit nicht nur den Gegenstand, sondern auch sich selbst in der Traktierung desselben.

Freilich berühren jedoch auch die auf Distanz gebrachten Gegenstände und werden ihrerseits berührt. Je enger die Methodik, je stärker der Drang, die Dinge nur *in abstracto* zu denken, desto gefühlloser und letztlich übergriffiger wird die kulturgeschichtliche Performanz, die solche Wissenschaft entfaltet. Reduktionistische Konstruktion neigt zu Gewalt.²⁴ Das gilt besonders dann, wenn die Stummheit der Daten auf die Betrachtenden übergeht, die mit Gleichgültigkeit reagieren. Der szientistische Hang, durch mathematische Rigorosität präzise Gesetze aufdecken zu wollen, ist insofern nicht Krönung wissenschaftlicher Exzellenz, sondern Speerspitze ihres Niedergangs. Der deutsche Philosoph Georg Picht formulierte dazu:

»Eines der Fundamentalprinzipien der neuzeitlichen Naturwissenschaft heißt: alles, was ist, ist quantifizierbar [...] Wenn alles, was in der Natur ist, notwendig ist, verschwindet die Modalität der Möglichkeit aus der Natur. Sie wird zurückprojiziert in das naturlose Subjekt und bildet den Spielraum seiner Freiheit [...] Die Naturwissenschaft hat zwar in ihren Experimenten von dieser Freiheit schrankenlos Gebrauch

gemacht. Aber sie hat sie zugleich theoretisch geleugnet und hofft noch heute, die gesamte Sphäre der Subjektivität auf deterministische Modelle reduzieren zu können. Man kann den Prozeß der Naturwissenschaft als ein einziges großes Unternehmen beschreiben, das dem Versuch gilt, den Bereich der Möglichkeit der Modalität der Notwendigkeit zu unterwerfen. Das führt, wie wir heute sehen, zur Zerstörung der Natur.«²⁵

Das Eliminieren von Undurchdringbarkeit und Endlichkeit aus den Gedanken – und gerade deswegen ebenfalls der Möglichkeit, dass die Dinge auch anders sein könnten – brachte eine verwehrlose Tötungslust im Denken hervor: Den Tod aus dem Inhalt des Denkens fernzuhalten, ließ ihn stattdessen auf die Struktur des Denkens wandern.²⁶ Der Aufstieg der sogenannten modernen Wissenschaften ist in diesem Lichte der Siegeszug einer Gefühllosigkeit, die jede Lebendigkeit zu verleugnen, zu verdrängen, zu überwinden geboten hat. Doch Denken, das vermeidbares Leid mit Sinn belegt, das tötet und Verderben bringt, ist eine falsche Tragödie, deren Katastrophe ohne Notwendigkeit kommt, ein Skandal, keine wahre Erkenntnis.

Die gesamte Studie zu diesem Zusammenhang, die mit diesem Buch nun in einer ersten Fassung vorliegt, ist schlussendlich als eine ausführliche Reflexion über nur einen Satz von Arno Gruen auf den Weg gekommen:

»Wissenschaft, gerade weil sie die allgemeine Abspaltung von Gefühlen institutionalisiert, belohnt diejenigen, die ohne Seele sind.«²⁷

Nicht trotzdem, sondern gerade deswegen stellen sich mehr denn je die Fragen danach, wohin die Reise geht, wo wir heute akademisch stehen und was unter welchen Bedingungen wie warum noch möglich ist. Wie könnte eine Wissenschaft verfasst sein, welche die allgemeine Abspaltung von Gefühlen als in der praktischen Konsequenz entpolitisiert und zerstörerisch bis mordlustig aufgeklärt hat – und diesen Skandal nicht länger hinzunehmen bereit ist? Wie ließen sich Konturen einer Ökonomik andeuten, die nicht fortwährend in die eigene Falle des scholastischen Stumpfsinns tappt und an dem noch so abstoßendsten Gräuel etwas Spannendes zu finden glaubt, der nicht zu allem irgendwas einfällt, das sich noch erforschen und publizieren ließe? Denn zweifellos ist nicht von der Hand zu weisen:

»Nicht der unabänderliche Tod ist der Skandal, sondern das änderbare abtötende Denken und Leben: Das sinnlose und einsame, schmerzvolle und unwürdige Kranksein, Altern und Sterben. Vor allem aber das sinnlose und einsame, schmerzvolle und unwürdige Leben zu vieler Menschen [und anderer Tiere; LH] in zu vielen Lebensphasen: Das ist der Skandal, der Mangel an Fremd- und Selbstrespekt gegenüber Lebensäußerungen und menschlichen Bindungen in ihrer Kraft, Schönheit und Verletzlichkeit ebenso wie die Neigung, andere oder sich selbst zu verletzen.«²⁸

Eine Wissenschaft, die fühlt, die sich in anderes, andere und sich selbst einfühlt, die mitfühlt, darf keine esoterische Spinnerei sein. Es geht mir zu keiner Zeit darum, eine Mystifizierung dessen, was ist, voranzutreiben oder in metaphysischer Spekulation mich von der Welt abzuwenden. Im Gegenteil, so behaupte ich, müssen wir geradezu wollen, dass diese Wissenschaft nicht nur auf das, was ist, blickt, nicht nur Existenz thematisiert, die auch vegetativ und von Leid geprägt sein kann, sondern auf Lebendigkeit als Ausdruck eines tätigen Lebens abhebt, das bestenfalls gelingen kann und in aristotelischer Lesart ein gutes Leben ist.

Ein normativer Kurzschluss, der sich über die vergangenen Jahrhunderte erstaunlich beharrlich gehalten hat, ist, das gute Leben auf menschliches Leben engzuführen mit der Begründung, dass Wissenschaft zwangsläufig aus menschlicher Perspektive vonstattengehe. Das erkenntnistheoretische wie -praktische Argument, dass Erkenntnis nicht aus den Fugen und Rissen einer Universalgeschichte quillt, sondern es eben mit Marx und Engels gesprochen »der Mensch, der wirklich lebendige Mensch, der das alles tut, besitzt und kämpft«²⁹ ist, der Erkenntnis hervorbringt, braucht jedoch substantiell nicht notwendigerweise und schon gar nicht zwangsläufig dazu zu führen, in diesem menschlichen Denken über die Welt den oder gewisse Menschen zentral zu stellen. Im Gegenteil ist es gerade die (nicht exklusive, jedoch sehr ausgeprägte) menschliche Fähigkeit, aus sich herauszutreten, sich *exzentrisch zu positionalisieren* und Verantwortung zu empfinden, die zur Wissenschaft befähigt.³⁰ Dass Moral – also die Ausdeutung von etwas als Geachtetem oder Geächtetem – nur eine »Wichtigthuerei des Menschen vor der Natur«³¹ sei, das formulierte überdies schon Nietzsche.

Von daher ist jedwedes von Menschen bereitete Terrain des Wissenschaftlichen unweigerlich ein normatives Feld, auch und gerade dann, wenn diese Normativität weit von sich gewiesen wird. Über die Notwendigkeit, Humanismus, wie er zumindest gegenwärtig als verabsolutierte Mensch-

zentrierung begriffen wird, als verhängnisvolle Ideologie aufzuklären und bestenfalls überwinden zu helfen, werde ich im Verlauf der Analyse noch ausführlicher schreiben.

Sich mit den wirklichen Problemen der wirklichen Menschen (und anderer Tiere) in der wirklichen Welt zu befassen, bedeutet, Theorie und Praxis nicht länger gegeneinander auszuspielen. Theorie ist also kein Idealzustand oder eine Blaupause, die der Praxis letztlich unwirklich entgegensteht. Umgekehrt führt das Fernhalten von Theorie auch nicht automatisch in Perspektiven praktischer Exzellenz. Theorie und Praxis sind eng aufeinander bezogene, reflexiv verklammerte Begriffe. Praktisch relevant wird Theorie dabei in dem Maße, in dem sie als »educated cousin of common complaint«³² und just deswegen als praktische Lebenshilfe betrieben wird. Theorie versetzt somit in die Lage, das, was ist, zu kritisieren und zu problematisieren und aus der Analyse der Ambivalenzen dessen, was ist, die Bedingungen des nun noch Möglichen als alternative Entwicklungsrichtungen analytisch zu entblättern. Theorie, so verstanden, steht im Rücken von Dogmatik.

Über den Typus und *modus operandi* jener Wissenschaft, die aus dieser Einsicht resultiert, lässt sich von daher als Minimalbedingung der Anspruch festhalten, dass sie stets in den Sachen und im selben Augenblick außer den Sachen sein muss – sich Münchhausen gleich am eigenen Schopf aus dem Sumpf zu ziehen habe.³³ Solche Wissenschaft muss sich die Hände schmutzig machen und vollbringen, was schlicht nicht eindeutig und objektiv zu vollbringen ist. Das ist gewiss nicht leicht. Wäre es das, würden wir es vermutlich längst vermehrt tun. Und es lässt sich gewiss auch nicht nach einem vorgestanzten Schema abarbeiten. Es liegt letztendlich auch nicht in den Geschicken einer allumfassenden Universalgeschichte verborgen, der es nur mit den richtigen methodischen Mitteln beizukommen gelte. Weder ein methodologischer Kunstgriff noch die nach oben offene Metaskala können hinreichend befriedigende Lösungen herbeiführen. Sich davon nicht dumm machen zu lassen und in Stumpfsinn zu verfallen, bloß weil es keine ersten und letzten Antworten geben kann, ist ein sehr subjektives Unterfangen, das heute gleichwohl schwieriger denn je fällt.³⁴

Der Wissenschaft (und das bedeutet nachkommend: Wirtschaftswissenschaft), der ich mit den folgenden Ausführungen das Wort reden werde, rede also zunächst einmal nur ich das Wort. Und doch weist mein Drang, den ich dabei empfinde, weit über mich selbst hinaus. Dieses Buch ist getragen

von der Weigerung, die gegenwärtigen Missstände einfach hinzunehmen. Das theoretische wie gesellschaftspolitische Anliegen, das ich mit diesem Buch stattdessen verfolge, ist ein Versuch einer Grundlegung einer Ökonomik, die stets selbst auf schwankendem Grund steht, die sich selbst an ihren Ort zu stellen versucht, sich aufhebt. Statt metaphysische Glasperlen durch die Finger gleiten zu lassen, verpasst sie der einstweilen zur scheinbar grenzenlosen »Apokalypse-Blindheit«³⁵ beschworenen Euphorie von Immanuel Kant, der gemäß es für die Menschen nur beständig besser werden könne³⁶, einen Dämpfer und schreitet stattdessen fortschrittskritisch voran.³⁷ Nun könnte gewiss eine allzu beherzte Dogmatikerin einwenden: »Also glaubst Du doch an den Fortschritt. Du willst ihn nur anders!« Dem hielte ich entgegen: »Es geht mir mitnichten dogmatisch um Fortschritt. Doch es geht mir auch nicht darum, ihn im Skeptizismus zu ersäufen. Wir Menschen haben die Fähigkeit, uns zu entwickeln. Wir wissen nicht, wer sie uns warum gab – und das ist für den Augenblick auch gar nicht wichtig. Lasst uns davon ausgehend analysieren, *welchen* Fortschritt wir wie und warum für sinnvoll erachten – und welchen nicht.«

Mit anderen Worten: Es geht mir um eine Ökonomie und damit Ökonomik, die voll, vielleicht gar übertoll ist von Endlichkeit und Begrenzung, um eine Ökonomik, die das Leben – in der ganzen Subjektivität, aber auch der Mitweltlichkeit, die damit einhergeht – wieder als besseres, vielleicht gar gutes Leben reflektiert und behandelt, und es geht mir um eine Ökonomik, die nicht länger von *dem* Menschen ausgeht. Von daher ist die zentrale Figur meiner Abhandlung, beides zugleich im Spiel zu lassen: den Nutzen wie den Nachteil von Ökonomik für das Leben. Dieses Buch kann nur ein Anfang sein.